

Friedrich Dürrenmatt

1.1 Vallon de l'Ermitage

1980/83 (1964 – 1987)

Je mehr die Zeit fortschreitet, desto dichter spinnt sie ihr Netz, worin sie uns verstrickt: Schon das erste Mädchen, in das ich mich verliebte, kam aus Neuchâtel. Es hiess Claudine, oder vielleicht ganz anders, und war schön. Ich war erst acht, oder gar nur sieben, und meine Liebe wurde nicht erwidert. Ich ärgerte mich über mein Alter, und so ist es eigentlich nur dieser Ärger, an den ich mich erinnere, mehr als an den Gegenstand meiner Liebe, der siebzehn, achtzehn oder schon zwanzig und eine junge Frau war. Sie weilte bei uns in den Ferien, sie war weiss gekleidet und sass in unserem Garten an einem Tisch und las. Der Tisch stand vor einer Tanne, in der ich herumkletterte, gierig nach Einsichten. Nach Neuchâtel selbst kam ich erst im Juni 1940, die Deutschen überrannten Frankreich. Ich radelte von Bern her und musste nach La Tourne, oberhalb Rochefort, zu einem Pfarrer mit vielen Kindern, mein Französisch aufzubessern; es ist mir noch jetzt nicht gelungen. Die Strasse Bern – Neuchâtel ist, ausser dass sie verbreitert wurde, im wesentlichen unverändert geblieben (nimmt man nicht die Autobahn nach Murten), auch wenn neben der alten Holzbrücke in Gümmenen nun eine neue steht, in Gurbrü die Kurven nicht mehr vorhanden sind und in der Ebene nach Kerzers die Pappelallee längst gefällt ist. Nicht auffindbar ist auch die alte Strasse von der Ziehl nach St-Blaise, sie führte in meiner Erinnerung an einem langgestreckten Gemäuer vorbei und war sehr schmal. Von Neuchâtel selbst, wie es damals war, ist mir der Eindruck einer endlosen Strasse geblieben, die aufwärts führte, es muss die Rue de l'Ecluse gewesen sein, die sich zwischen dem Schlossfelsen und dem Jurasüdfuss entlang hinaufzwängt, Peseux und Corcelles entgegen. Die Mittagshitze war gross, als ich das Rad die Steigung hinaufschob, die letzten Häuser von Corcelles stehen noch heute. Dass ich zwölf Jahre später nach Neuchâtel kommen sollte, ahnte ich nicht. Dabei hätte mich meine Herkunft mütterlicherseits misstrauisch machen sollen, aber um sie habe ich mich nie sonderlich gekümmert, sie war allzu kompliziert, so dass ich erst jüngst von meiner neunzigjährigen Tante vernahm, von der Schwester meiner Mutter, dass meine Grossmutter, die meinen Grossvater, einen Witwer mit Kindern, als Witwe mit Kindern geheiratet hatte, aus Neuchâtel gekommen sei, wohin sie mit ihren zwei Schwestern verschlagen wurde, und dass ein Neffe meiner Grossmutter nach Niederländisch-Ostindien gezogen und dort Dirigent einer Militärkapelle geworden sei, doch habe seine künstlerische Laufbahn ein jähes Ende genommen, denn nachdem er beschlossen habe, von Heimweh überwältigt, nach Neuchâtel zurückzukehren, habe ihn nach seinem Abschiedskonzert in Bandung oder Surabaja oder sonst einer javanischen Stadt seine Frau, eine Eingeborene, vergiftet. Der Grossneffe wurde offenbar geliebt, und auf dem Umweg über meinen Urgrossvater und meine Urgrossmutter mütterlicherseits haben noch Gene, die schon bei ihm ihr Unwesen trieben, auch bei mir die Hände im Spiel, insofern es erlaubt ist, beim Gen von Händen zu reden, und es ist denkbar, dass sich, falls der Kapellmeister Kinder hatte, in Java noch andere der gemeinsamen Gene herumtummeln: Die Sage ist wie alle Sagen dunkel, auch mischt sich in die Vorgeschichte eine Familie d. P. hinein, was de Pury heissen könnte, wie meine Tante vermutet, besitzt sich doch noch Erbstücke mit diesen Initialen. Aber nicht nur ich bin irgendwie und irgendwo ein Neuenburger; an der Strasse Neuchâtel – Valangin liegt eine der Samenbanken des Landes. Grosse saubere Stallungen, ein Verwaltungsgebäude, das Wartezimmer für Gäste – insofern es Menschen sind - , wie beim Zahnarzt. Kataloge liegen herum. Draussen findet eine Bauernführung statt. Durch das Fenster dringen Urlaute: Die mächtigen Stiere trotten unter einem Dach in einem Oval herum, etwa dreissig, von einem Ring in ihren Nüstern führt eine Kette zu einem Laufband unter dem Dach. Und so trotten sie denn einen Stunde herum; werden sie befreit, führen die Stierenwärter sie in die Vorhalle. Die Vorrichtung mit dem 38° warmen Beutel sieht nicht einer Kuh ähnlich, doch der Stier nimmt sie für eine, der Beutel weist die Wärme einer

Rindervagina auf, es geht sekundenschnell, hopp, das Reagenzglas unten am Beutel wird ausgewechselt, und schon springt der nächste Koloss, hopp, bis sich alle Stiere ergossen haben, während draussen weitere Stiere dumpf muhend im Oval unter dem Dach herumtrotten. Nach jedem Sprung wird das Reagenzglas mit der kostbaren Flüssigkeit durch ein Fenster in das Laboratorium gereicht. Geht es in der Vorhalle unter dem Kommando der Stierenwärter rüde und handfest zu, wie in einem technischen Bullenpuff, geradezu militärisch, so wird im Laboratorium eine andere Atmosphäre spürbar, es wird nicht nur wissenschaftlich-klinisch vorgegangen, sondern auch flink-weiblich, die Laborantinnen in weissen Kitteln beeindruckt: Sie beschriften die Reagenzgläser, tragen die Nummern in ein Protokoll ein, entnehmen dem männlichen Kraftstoff Proben, schieben die Glasplättchen mit der Spermaschicht unter das Mikroskop: ein schwänzelndes Gewimmel, die Träger der Gene, in denen die Eigenschaften vorprogrammiert sind, die der Katalog verspricht. 6,8 Milliarden Spermien enthält eine Ejakulation, die Laborantinnen prüfen, ob diese ergiebig genug gewesen sei, um verwendet werden zu können; war der Muni in Form, das Samenbild gut, geschieht nach der Probe alles vollautomatisch. Zur künstlichen Besamung sind 25 Millionen Spermien notwendig (ich zitiere aus dem Gedächtnis), um die 250 mögliche Rinder vermag so ein Stier mit einem Stoss in die künstliche Vagina zu produzieren. Wohlig liegen, während die Laborantinnen und Apparate noch arbeiten, die Stiere nach geleistetem Tagewerk in ihren riesigen Ställen, behutsam geht man an den kraftstrotzenden Kolossen vorüber, ihre Leistung stimmt andächtig. Die Ställe weisen denn auch etwas Nordisches, Walhalla-Ähnliches auf, hier lässt sich gut ruhen, man möchte sich zu den Helden legen. Nur abseits von den mächtigen Gebäuden steht ein kleiner Stall, gleichsam versteckt, mehr eine Hütte, da haust einer, den man nur bisweilen entsamt: ein brauner bärtiger Ziegenbock, urweltlich würdig, stinkend wie die Pest, gemieden und bewundert zugleich, eine Mischung von Pan und Teufel, ein Spermienproduzent, dem man aus einem Anflug von humaner Tierliebe, aus Verständnis zu seiner einsamen Einmaligkeit eine Ziege beigab, und wirklich, das Paar kommt mir wie Philemon und Baucis vor. Nicht weit von dieser Idylle wohnen wir nun seit etwas mehr als einem Vierteljahrhundert, oben in einem kleinen Tal über Neuchâtel, im Vallon de l'Ermitage, von einem Brief herbeigelockt, es sei ein Haus mit einer „eingebauten Bibliothek“ zu verkaufen. Im Hause arbeitete noch der Schreiner, als wir einzogen, der elektrische Strom war noch nicht angeschlossen, und ich kochte in der Waschküche eine Suppe. Der Weg, der an unserem Haus vorbeiführt, steigt am Waldrand des Chaumont hinauf und verschwindet im Wald. Das kleine Tal wird von einem Felsrücken abgeschlossen, dem Rocher de l'Ermitage, der dem Tal den Namen gab. An seinem Fusse befinden sich mehrere flache Höhlen, besser: weite Nischen, einige dem Tal zugewandt, in denen in den Sommernächten die Studenten und die Handelsschüler feiern. Es geht dann hoch her. Wilde Reden, Singen, später Grölen. Die Mädchen kreischen. Am lautesten treiben es die Deutschschweizer. Sie sind nach Neuchâtel gekommen, um Französisch zu lernen, wobei jenes schweizerdeutsche Patois herauskommt, das »Français fédéral« genannt wird. Auch macht sich in den Höhlen bisweilen eine religiöse Gruppe bemerkbar: „*Jésus, sauve-moi!*“ tönt es dann, gefolgt von langgezogenen Aves, Hosiannas, Amen; mein einmal hinaufgebrülltes „*Jesus, donne-moi le silence*“ blieb ohnmächtig. In einer dieser Höhlen soll im 15. Jahrhundert ein Nicolas de Bruges als Eremit gehaust haben, offenbar von der Frömmigkeit nur zeitweise bedrängt, hielt er sich doch in Neuchâtel noch eine Wohnung und stellte Schiesspulver her. Vom Tal selbst ist sonst wenig Geschichtliches auszumachen: Dass sich darin der jüdische Friedhof befunden habe, weiss um 1692 ein Abraham Amiest zu berichten, aber die fromme Königin Bertha, die in Payerne, jenseits des Neuenburger Sees, damals Peterlingen, am Ende des 9. Jahrhunderts über das Königreich Hochburgund regierte, verbannte die Juden aus Neuchâtel, „sans jamais leur permettre d'y rentrer“. Nach dem Verschwinden des Friedhofs werden sich die Weinberge bis zum Felsen hinaufgezogen haben, nach den zerfallenen Rebmauern zu schliessen. Einige Jahrhunderte später mag das Tälchen in den Besitz der de Merveilleux gekommen sein, die eigentlich Wunderlich hiessen und deren Ahnherr Hans Wunderlich um 1430 herum Koch

beim Grafen von Neuchâtel war; wie denn überhaupt die Gegend einen Hang zum Kulinarischen hervorbringt; die ersten Bewohner am Seeufer sollen in vorgeschichtlicher Zeit, bevor die Kelten kamen, Kannibalen gewesen sein, wie wohl wir alle in grauer Vorzeit. Als die Grafen von Neuchâtel ausstarben, strandete das Ländchen beim Hause Orléans-Longueville. Als auch dieses erlosch, erbte der „König in Preussen“, Friedrich I., 1707 das Fürstentum, einerseits unterstützt von einem juristischen Gutachten des Philosophen Leibniz, anderseits ermutigt von der Politik des neuenburgischen Kanzlers, Georges de Montmollin, einer dessen Nachfahren – er hat deren viele – wohnt unten im Tal, das ich oben bewohne. 1848 befreite sich Neuchâtel von Preussen und erklärte sich zur Republik; ob es aber als unvermeidliches Resultat dieser neuen Ordnung „in die Barbarei zurückgesunken“ sei, wie eine Schrift prophezeite, die 1848 in Berlin gedruckt wurde, wage ich nicht zu entscheiden, das Vallon de l’Ermitage ist zu abgelegen. Unter unserem Garten fällt das Terrain steil ab, der jenseitige Talhang ist bewaldet, doch sehen wir darüber hinweg auf den See; jenseits des Sees liegen freiburgisches und waadtländisches Bauernland, bewaldete Hügel, die sich bis zu den Alpen hochtürmen, vom Wohnhaus aus werden an klaren Herbst- und Wintertagen oder bei Föhn die Alpen, vom Finsteraarhorn über die Blümlisalp bis zum Montblanc, sichtbar, auch das Matterhorn ist zu erkennen, eine winzige Zacke; alle Gipfel ein Teil des Massivs, das vor 100 Millionen Jahren aus dem Tethysmeer hervorschoß, in verschiedenen gewaltigen Schüben, deren letzter den Tafel- und den Kettenjura ans Tageslicht zwängte. Am Südhang des letzteren haben denn auch Neuchâtel sich und ich mich angesiedelt. Betrachte ich mit dem Fernrohr die um wenige Millionen Jahre älteren Alpen und ihre Vorberge, vermag ich den Kirchturm von Guggisberg zu erspähen; aus diesem Dorf stammt meine Familie, und ich bin immer noch Bürger dieser Gemeinde; das Fernrohr, das ich in diesem Falle benutze, ist ein grosser zweirohriger Zeiss auf einem Stativ. Ich brauche ihn manchmal, um die Schiessübungen der eidgenössischen Luftwaffe zu beobachten. Etwa 20 km entfernt, in der Nähe von Estavayer, sind im See Ziele aufgebaut. Sie sehen im Zeiss wie eine Pfahlbausiedlung aus, die Mirages donnern über mir vorbei, und ich vermag deutlich die Einschläge zu erkennen. Aber meistens verwende ich den Zeiss, um den Mond und die Planeten zu beobachten. Jupiter und Saturn sehe ich darin wie gestochen. Für die Jagd auf Spiralnebel setze ich ein Zweiundzwanzig-Zentimeter-Spiegelteleskop ein, es ähnelt einer primitiven Kanone, ein ungefügtes Instrument, das ich, wenn Sonntagsspaziergänger vom Felsen mit ihren Ferngläsern zu mir herunterstarrten, umständlich aufstellte und gegen sie richtete: fluchtartig verliessen dann die Spaziergänger ihren Beobachtungsposten. Das war vor Jahren. Inzwischen ist unser Garten zugewachsen. Als wir das Wohnhaus bezogen, waren der Garten und die steile Alpweide davor bis zum Felsen hin baumlos. Zwar standen im oberen Garten, gegen den Felsen zu, einige Obstbäume: Kirschen, Pflaumen und Quitten, doch die Kirschen und die Pflaumen frassen die Vögel, der Wald war zu nah. Um das Haus herum waren Gemüsebeete, mit weissen Jurasteinen umrandet. Die Beete sahen wie Gräber aus. Der Besitzer des Hauses hatte vom Garten gelebt und duldete um das Haus keine Bäume, das Haus war der prallen Sonne ausgesetzt, ein gelber Würfel mit einem Flachdach (das erste in Neuchâtel), das wie ein flachgedrückter Hut aussah. Das Haus war zwei Jahre lang unbewohnt gewesen. Es sei für die Neuenburger zu abgelegen, meinte der Hausbesitzer, der es mir verkaufte, um mich zu beschwichtigen, denn irgendwie witterte ich einen anderen Grund, und kaum waren wir eingezogen, kam der Grund zum Vorschein: Das Flachdach war nicht dicht. Wir zogen einen Architekten bei. Das Dach müsse erneuert werden. Die Kosten betrügen den zehnten Teil der Kaufsumme des Hauses. Hatte ich mir schon diese zusammenpumpen müssen, so sah ich mich nun ausserstande, das Dach erneuern zu lassen. In Erwartung der kommenden Überschwemmungen sah ich wenige Wochen nach der Münchener Uraufführung der *Ehe des Herrn Mississippi* deprimiert in einem Café, als sich mir gegenüber ein alter massiver Mann niederliess und sich gleich vorstellte. Dem Namen nach musste er aus der gleichen Bürgergemeinde stammen wie ich, und er stammte denn auch aus Guggisberg; ausserdem kam er gerade aus der Strafanstalt Witzwil und genoss nach

mehreren Monaten die ersten Stunden Freiheit. Im Verlaufe des Gesprächs erzählte ich von meinem undichten Flachdach, war der Guggisberger doch früher Baumeister gewesen. Ob zum Dach eine Tür führe, fragte er. Ich bejahte. Ob diese Tür eine Eisenschwelle besitze, fragte er darauf – wir waren schon beim zweiten Dreier Fendant –, ich nickte wieder. Dann wisse er, woran es liege, sagte der Mann, der aus Witzwil kam. Er wolle mir das Dach reparieren, es koste mich fünf Franken. Wir tranken den dritten Dreier Weissen, dann kaufte er in der Drogerie Schneitter für fünf Franken Schifferkitt, und wir machten uns auf den Weg zum lecken Haus. Er bearbeitete mit dem Hammer den Beton unter der Eisenschwelle, brauchte den Schifferkitt auf, und das Dach wurde dicht und blieb dicht, bis ich dreizehn Jahre später das Haus renovieren liess. Ich bin dem Manne noch heute dankbar. Später begannen wir Bäume zu pflanzen, den Garten immer wieder umzugestalten, ein Schwimmbad und ein Arbeitshaus zu errichten, statt Gemüse kamen Blumen, dann statt Blumen Sträucher und neue Bäume, und nun, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, ist unser Garten ein Teil des Waldes geworden. Aber nicht nur unser Garten, auch das Tal wächst zu. Zwar ist der Wald über unserem Haus, jenseits des Weges, scheinbar der gleiche geblieben, aber die Fichten, Buchen und Eichen, die seinen Hauptbestand bilden, sind gewachsen; steigt man hier hinauf, ist er ungepflegter, verwilderter als vorher, nur noch mühsam vermag ich ihn zu durchdringen. Privatbesitz. Jenseits des Felsens gehört der Wald der Gemeinde. Durch ihn führen meine täglichen Spaziergänge, in den letzten zehn Jahren von meinen beiden deutschen Schäferhunden begleitet, mit denen ich Berndeutsch rede. Seit drei Jahren ist es ein anderes Paar, aber die Namen habe ich nicht geändert. Der Spaziergang ist immer der gleiche: ein Rundgang, bei dem ich bisweilen die Richtung ändere. Beim Gehen konzipiere ich gern, kaum das ich den Wald wahrnehme; an einer Stelle liegt immer noch der vermodernde Baumstamm, über den ich zum ersten Mal stieg, meinen noch nicht fünfjährigen Sohn an der Hand. Ein Wald verändert sich nur unmerklich, doch wurde die drei letzten Jahre gelichtet. Es war, als wäre mir der Wald abhanden gekommen. Ging ich vorher mit meinen Hunden durch dichtes Unterholz, trat nun das Gelände hervor, Findlinge wurden sichtbar, die ich nie bemerkt hatte. Jetzt erst habe ich mich an das Lichten gewöhnt. Doch nicht nur der Wald hat sich verändert, auch Neuchâtel, wenn auch diese Veränderung mir nur allmählich auffiel. Nicht umsonst wunderte sich neulich jemand, dass ich nie »Neuenburg« sage: Könnte ich »Neuenburg« sagen, hätte ich die Stadt akzeptiert, aber als »Neuchâtel« halte ich sie höflich auf Distanz, sie ist mir nie ganz vertraut geworden. Es gibt immer noch Quartiere, die ich nicht kenne, so etwa, als ich einmal mit einem befreundeten Psychiater vom Bahnhof zu seiner Wohnung hinunterwanderte, Treppen hinunter, durch Laubengänge, von denen ich keine Ahnung hatte, an einer Mauernische vorbei voller mit Kreide hingeschriebenen Nachrichten: »Cherche fille, 15 ans, pour faire l'amour« usw. Auch komme ich, fahre ich von der Hauptpost gegen den Bahnhof, linker Hand hinter den Häusern versteckt, an einem kleinen Palais vorbei, das zu betrachten ich mir schon seit einiger Zeit vorgenommen habe, allerdings brauchte es mehr als zwanzig Jahre, bis ich es bemerkte, und so habe ich das kleine Palais noch nie betrachtet und werde es wohl nie. Was jedoch die Hauptpost am Hafen betrifft, so war sie das hässlichste Gebäude der Stadt, als wir nach Neuchâtel übersiedelten. Der palastähnliche Bau aus gelbem Neuenburger Sandstein, etwa um die Jahrhundertwende erbaut, ist vom Glauben an die völkerverbindende Sendung der Post durchdrungen, unter seinen Giebeln, über der obersten Fensterreihe, sind immer noch die Namen längst untergegangener Staaten eingemeisselt wie Serbien und Montenegro, hier haben sie überlebt. Heute ist die Post, seit sie renoviert wurde, zu einem der schönsten Gebäude der Stadt geworden, verklärt durch den Zauber der Nostalgie, als wohlthuender Kontrast zur modernen Bauerei, die auch in Neuchâtel nicht aufzuhalten war: Sie schlug wie in anderen Städten zu. Vom Motorboot meines Theaterverlegers gesehen, ist das Städtchen nicht mehr aufzufinden; es ist eine der Vorstädte der Vorstadt Serrières geworden, die mit ihren Hochhäusern dominiert. Es ist schwer auszumachen, wo Neuchâtel liegt, das Schloss und die Kathedrale sind beinahe nur durch Zufall zu entdecken, und seine Altstadt ist wie verschüttet. In die

Kathedrale, die »Collégiale« führte ich bisweilen Bekannte. Das Grabmal der letzten Grafen von Neuchâtel ist nicht ohne Komik. Da es einmal den Boden bedeckte, haben die einst liegenden, nun mit dem Grabmal aufgerichteten, aber immer noch in ihren Rüstungen betenden Grafen eine penetrant schwule Haltung angenommen, und im Schloss, wo das Parlament tagte, wurde mein Sohn, der sich weigerte, weiterhin Militärdienst zu leisten, zu drei Monaten Gefängnis verdonnert, weil sein Entschluss nicht mit dem kategorischen Imperativ Kants vereinbar sei. Als ich darauf den Richter fragte, was er denn unter Kants kategorischem Imperativ verstünde, schaute er mich misstrauisch an, entschied dann, darüber habe er nicht zu diskutieren, Bern habe es verordnet. Dass sich auch sonst ein Steinteppich über Neuchâtel legt, hat seine Gründe: Indem die Stadt den felsigen Bergrücken des Chaumont hinaufkletterte, schüttete sie das dort Herausgepickelte und Herausgeschaufelte in den See, dessen Ufer ihn zu verschmälern beginnt.

Auch besitzt die Stadt die Eigentümlichkeit, dem See den Rücken zuzukehren. Zwar tummeln sich auf ihm die Boote und Segelschiffe, doch die Banken, das Gymnasium, die Post, das Kunstmuseum an seinem Ufer wirken in der Nacht mit ihrer Lichtlosigkeit wie tote Klötze. Neuchâtel ist eine Stadt der Mauern. Nicht umsonst zählen zu ihren heimlichen Herrschern auch zwei Bauunternehmer, deren Familien aus Italien und dem Tessin stammen. Den einen dieser heimlichen Herrscher, der nun auch schon unter der Erde liegt, sah ich oft im »Rocher« in der Beiz meines Freundes Liechti, das heisst dort, wo die Beiz eine Beiz ist, und nicht hinten im Sälchen, wo sie zur Fressbeiz wird, zum bekannten Restaurant. Auf den ersten Blick schien er ein Vorarbeiter einer seiner vielen Baustellen zu sein, aber er strahlte eine seltsame Ruhe und Sicherheit aus: die Ruhe des wirklich Mächtigen – so stellte ich mir Ernst Jüngers Oberförster vor. Mich begrüßte er höflich. Die Boshaftigkeiten, die ich ihm bisweilen über den F. C. Xamax sagte, quittierte er gelassen. Mit diesem Fussballklub versuchten er und sein Clan, sich bei der Bevölkerung beliebt zu machen; und auch bei mir spielt dieser Verein eine Rolle, denn zu den wenigen Rudimenten Neuchâtels, die von unserem Garten aus sichtbar sind, gehören neben drei Hausdächern über den Bäumen der gegenüberliegenden Talseite und dem Turm der katholischen Kirche unten am See auch der Fussballplatz, mächtig dröhnt der Aufschrei der Zuschauer zu uns empor, fällt ein Tor, verliert der Verein, herrscht Totenstille. Doch nicht nur Fussballgeschrei dringt zu uns herauf, auch der Lärm der Feste, die in der Stadt gefeiert werden: Blasmusik, Getrommel, die Musik der Festbuden auf dem Platz neben der Post, und bisweilen, wenn ich mit dem Wagen von Zürich oder Bern in der Nacht zurückkehrend vor dem »Escale« oder gegenüber, dem Café »Du Théâtre« dichtgedrängt die Leute sitzen sehe, erinnere ich mich an die Zeiten, als ich versuchte, in Neuchâtel heimisch zu werden. Dass dieser Versuch misslang, hat verschiedene Ursachen: Ich hatte nie eine besondere Beziehung zur französischen Kultur, und was sich ausserhalb derselben abspielte, zählte für Neuchâtel nicht. Dazu kam, dass im ersten Jahr der Schriftsteller Ludwig Hohl bei uns wohnte. Nicht freiwillig, ein bekannter Bildhauer hatte mich aus Genf angerufen, Hohl befinde sich in der Heilanstalt Bel-Air, ich solle ihn herausholen. Er habe, sei es nun aus Protest gegen die Stadt oder aus Protest gegen die demütigenden Umstände, in denen er sich befinde, in einer Strasse Genfs herumgeschossen, worauf die Polizei ihn in die städtische Heilanstalt eingeliefert habe. Ich kannte Hohl schon seit den Jahren her, die ich am Bieler See verbrachte. Er hatte mir nachts einmal angeläutet, er sei im Gasthof »Kreuz« Ich stieg, da keine Drahtseilbahn mehr fuhr, durch die Weinberge ins Dorf hinunter, fand Hohl im »Kreuz.« Doch kaum hatte ich ihn begrüßt, wurden wir von zwei Polizisten verhaftet. Hohl hatte, als er versuchte mich anzurufen, zweimal aus Versehen die Nummer der Polizeistation Twann gewählt und verärgert gesagt, im »Kreuz« in Ligerz sitze ein Mörder; dann erst hatte er meine Nummer zu wählen vermocht. Mit Mühe gelang es mir, die Polizei zu beruhigen, um eine Busse kam ich nicht herum, aber ich war glücklich, endlich mit Hohl zur »Festi« hinaufzusteigen zu dürfen, wo ich mit meiner Familie wohnte. Es war eine helle Vollmondnacht, die Weinberge fast taghell beleuchtet, wenn auch in einem blauweisseren Licht. Ich schritt voran bergauf, der »Festi« entgegen, Hohl wenige Meter

hinter mir, ständig mit lauter Stimme rezitierend: „Dass du nicht enden kannst, das macht dich gross.“ Plötzlich tönte des Goethe-Zitat irgendwie dumpfer. Ich kehrte mich um, Hohl war nicht mehr zu sehen. Ich ging die Weinberge hinunter, schrie: „Ludwig, Ludwig!“ Dumpf, wie aus dem Erdinnern tönte es mir entgegen: „Dass du nicht enden kannst, das macht dich gross.“ Endlich entdeckte ich ihn, er war in ein Senkloch gefallen, und ich hatte Mühe, ihn wieder herauszubringen. Doch auch sonst war der Aufenthalt auf der »Festi« über Ligerz nicht unkompliziert. Er hatte von seiner geschiedenen Frau eine Tochter, die sich in einem Kinderheim in einem Dorf im Jura befand. Hohl entwarf die kompliziertesten Pläne, einen Berg zu besteigen, wo er sein Kind durch einen Feldstecher beobachten könnte, stellte Berechnungen auf, wann er aufbrechen müsste, usw., doch setzte er keine Pläne um, bald traute er dem Wetter, bald dem Feldstecher nicht. Dann kehrte er nach Genf zurück. Die Nachricht, er sei in die städtische Heilanstalt eingeliefert worden, beunruhigte mich. Ich reiste nach Genf. Den bekannten Bildhauer fand ich in einer Kneipe, dick und betrunken zwischen zwei ebenso dicken und betrunkenen Dirnen, zu viert machten wir uns zur Rettung Hohls in einem Taxi zur Heilanstalt auf, mit Mühe vermochte ich die Dirnen zu überreden, nicht mit uns in die Heilanstalt zu gehen, der betrunkene Bildhauer war Ballast genug: Der Oberarzt empfing uns denn auch nicht allzu freundlich, besonders, als der Bildhauer rabiat wurde. Ich war schliesslich froh, die Heilanstalt – wenn auch ohne Hohl, aber mit dem fluchenden Bildhauer – überhaupt verlassen zu können. Erst eine Woche später gelang es mir, Hohl freizubekommen. Ich war ohne Bildhauer hingegangen. Ich musste versprechen, Hohl nach Neuchâtel zu nehmen. Kaum hatten wir die Anstalt verlassen, liess er das Taxi anhalten und verschwand. Ich glaubte schon, er habe sich davongemacht, als er mit zwei Flasche Rum zurückkehrte. Die Reise nach Neuchâtel verbrachte er schlafend in einem Abteil dritter Klasse über mir im Gepäckträger. Das Zusammenleben mit ihm war nicht leicht. Die Kinder waren noch klein, die Schwiegermutter wohnte bei uns, das Haus war überfüllt. Hohl wohnte in einem Zimmer im Parterre, gegen den Weg zu, der zum Rocher de l’Ermitage hinaufführt. Er hatte das Zimmer mit Schnüren vollgespannt, an welchen seine Aphorismen an Wäscheklammern hingen, unter denen es sich wie unter einem Spinnennetz bewegte. Seine Arbeit bestand darin, seine Aphorismen nicht neu zu schreiben, sondern neu zu ordnen. Am Morgen arbeitete er, dann durfte er nicht angesprochen werden, schon den Morgengruss meiner Frau empfand er als Beleidigung. Ich arbeitete nachts, da wollte er mit mir reden. Wir scheiterten aneinander. Da er seine Aphorismen zum Fenster hinausschrie, wild gestikulierend, und weil er es liebte, im Wald unter dem Felsen Rilkes *Requiem* laut zu rezitieren, verwunderte er und erschreckte die meist betagten Leute vom Altersheim, die das Vallon de l’Ermitage hinaufwanderten: Den ersten Sommer, den wir in Neuchâtel verweilten, glaubten die Neuchâteler, Hohl sei ich, und bedauerten das Geschick meiner Frau, an einen derart exaltierten Mann geraten zu sein. Auch mit meinen Kindern hatte Hohl Schwierigkeiten: Er liebte es, mit ihnen zu spielen, doch tat er das derart intensiv, dass sie sich vor ihm fürchteten, bald heulte er wie ein Wolf, bald brüllte er wie ein Löwe, nur lauter als die Originale. Die Nachmittage verbrachte ich damit, die Steine, die mein Vorgänger ein Leben lang in die Erde gesetzt hatte, sein Gemüse zu umhegen, mit einer Eisenstange wieder aus der Erde zu hebeln und aus dem Garten zu werfen, wo sie zum Vergnügen meiner Kinder den Hang hinunterrollten. Hohl wollte mir oft dabei helfen, empfand er doch eine Leidenschaft für Steine, die er für menschlicher als Menschen hielt. Mühsam hebelte er einen der Steine aus der Erde, rollte ich ihn auf den Rasen, legte sich neben ihn und schlief ein. Andächtig standen die Kinder um Hohl und Stein herum. Nach etwa drei Monaten kehrte Hohl nach Genf zurück. Er empfand es als eine Befreiung, und auch wir empfanden es so. Am letzten Abend, den er bei uns verbrachte, spielte er alle seine Begegnungen durch, die er nach seiner Rückkehr in den Strassen Genfs mit der Polizei für möglich hielt. Er war von einer unvergleichlichen Komik. Seine baldige Verhaftung schien mir unumgänglich. Er wurde nicht verhaftet. Erst nachträglich wird mir deutlich, was mich an ihm störte: Hohl war ein Schauspieler, der die Komik aus seinem Leben verbannt hatte, die er seiner Natur nach

besass. Seine Armut, sein Kellerdasein waren gespielt. Er zielte auf Tragik: Darum auch sein Stil: Sätze wie in Marmor gemeisselt, Sätze, die das Allgemeingültige verlangen. Er war ein Mensch, den ich bewunderte, dem ich nichts entgegensetzen konnte, aber in dessen Bereich ich nicht zu leben vermochte. Wer will in der Cheops-Pyramide eingeschlossen bleiben? Ich musste ins Freie. Doch scheint es mir nachträglich nicht zufällig, dass mich Neuchâtel mit Hohl verwechselte. Es verwechselte etwas Unverständliches mit etwas noch Unverständlicherem. Für diese Stadt war ein deutschschweizerischer Dichter an sich etwas Verrücktes. Hohl entsprach dieser Vorstellung mehr als ich: Er war für sie ein deutschschweizer Poète maudit. Für sie war ich zu normal, besonders als ich zu verdienen begann. Eine Frau, die meiner Kinder fragte, die auf der Strasse spielten, was denn der Vater mache, welchen Beruf er habe, erhielt zur Antwort: „Er erzählt Geschichten.“ Die Frau war verwirrt. Mit Recht. Schriftstellerei trieben in Neuchâtel Lehrer oder sonst ernsthafte Leute als Nebenbeschäftigung. Dass ich nichts war als Schriftstellen, war etwas Suspektes. Meine Stücke waren in Paris bestenfalls Achtungserfolge, nicht gerade Durchfälle, jedenfalls derart, dass mir eine Bäckerfrau, als ich Brot kaufte, nach der Aufführung der *Fous de Dieu* (*Es steht geschrieben*) im Théâtre des Mathurins in Paris, spontan auf den Rücken klopfte und wohlwollend auf Berndeutsch ausrief: „Machet so wyter.“ Die erste Anerkennung, die ich in Neuchâtel fand. Erst Yvonne Châtenay machte mich in dieser Stadt heimisch. Als ich einmal die Brasserie »Strauss« in der Rue St-Honoré verlassen wollte, trat die damals etwa Fünfzigjährige auf mich zu, mit hängender Unterlippe und einem Louis-XVI-Gesicht. Ihre Bewegungen waren seltsam langsam. Sie sagte etwas von Wattenwil, einem Dorf am Fusse des Stockhorns in der Nähe von Thun. Ich begriff nicht, was sie meinte, schüttelte ihr die Hand, die sie mir darbot, und antwortete, meine Mutter sei auch in Wattenwil geboren. Dann verabschiedete ich mich. Als ich eine Woche später das Café »Strauss« betrat, wurde ich von der Wattenwilerin an ihren Stammtisch gebeten, der sich neben dem Eingang in einer Nische befand. Ich setzte mich zu ihr. Offenbar hatte sie bemerkt, dass ich sie immer noch nicht einzuordnen vermochte, und stellte sich zum zweitenmal vor: Sie war eine geborene von Wattenwyl (die auch bei Balzac vorkommen), verheiratet mit einem Neuenburger, den ich abends ebenfalls kennenlernte. André sah aus, wie man sich einen französischen Adligen vorstellt, der uralte Adel seiner Frau war gleichsam auf ihn übergegangen. Die beiden hatten zwischen den zwei Weltkriegen in Paris ein Leben im grossen Stil geführt, und ihr Vermögen war dahin, als sie der Krieg nach Neuchâtel zurückschwemmte. Er wurde Vertreter eines alten Weinhändlers in Bordeaux, der mehrere Schlösser besass, nur noch Château d'Yquem trank und Austern ass und dessen Weinliste André in seiner prallen Brieftasche stets mit sich führte. Ausserdem rahmte er Stiche; womit er sonst noch handelte, weiss ich nicht. Sie wohnten in Auvernier in einem alten Hause, halb ein Schlösschen, eine Wendeltreppe führte in den zweiten Stock, den sie bewohnten, den ersten hatten sie vermietet. Sie hausten in drei Zimmern voll uralter Möbel; das Haus hatte Andrés Vater gehört. Leider war von der Seite der von Wattenwyl eine malende Tante hineingeraten, ihre Bilder bedeckten die Wände beinahe gänzlich. Ich neckte Yvonne oft mit ihrer Herkunft, dann sagte sie energisch: „Schwyg, Ungertan!“ (Schweig, Untertan!) Auch hatten die beiden neben der Musik noch eine weitere Leidenschaft: Fussball. Da sie keinen Fernsehapparat besaßen, kamen sie bei jeder Übertragung eines Spiels zu uns. Dann sass Yvonne unbeweglich vor der Bildscheibe, und wenn die Schweizer in der Tornähe des Gegners auftauchten, sagt sie: „Schutt!“ (Schiess!) Meistens besuchte mich André abends allein, wir tranken eine Flasche Wein und hörten Musik, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, dann fuhr er wieder mit seinem alten Citroën die Stadt hinunter und holte Yvonne ab, die er gegen Mittag ins Café »Strauss« begleitet hatte. Über Yvones Jugend weiss ich nichts Genaues. Mich dünkt, ich hätte sie einst gesehen. Ich war etwa sieben, als meine Eltern auf die traurige Idee kamen, mir das Klavierspielen beibringen zu lassen. Sie schickten mich zur Klavierlehrerin, zur Tochter des Pfarrers von Oberdiessbach, ein Pfarrerssohn hat es schwer, aus seinem Milieu herauszukommen. Jeden Samstag hatte ich in das benachbarte Dorf hinunterzugehen. Die

Klavierlehrerin gab jedes Jahr gegen Weihnachten im Pfarrhaus ein Konzert, wo sich ihre Schüler und Schülerinnen angesichts ihren stolzen Eltern produzierten, unter ihnen zwei oder drei Mädchen von Wattenwyl, wie ich mich zu erinnern glaube, seien sie nun vom nahen Schloss Oberdiessbach oder von anderswo gewesen, alle beträchtlich älter als ich, aber respektvoll, als etwa Ausserordentliches behandelt. Sie kamen mir unglaublich schön, nobel und unerreichbar vor. Yvonne mag eine von ihnen gewesen sein. Ich spielte »Hoch zu Ross«, was Yvonne spielte, weiss ich nicht. Yvonne bewegte sich später mit der Sicherheit und Selbstverständlichkeit einer »de Watteville« durch die grosse Gesellschaft, unternahm grosse Reisen, war mit einem Maharadscha befreundet, dann fielen die Krankheiten wie Bestien über sie her: Schlafkrankheit, Bang, Parkinson, sie wurde schwer, unbeweglich, in sich versunken, aber sie hatte die Gabe, Menschen an sich zu ziehen. Bei ihr lernte ich die Originale Neuchâtel kennen, Käuze, wie sie nur eine kleine Stadt hervorzubringen vermag, eine grosse Stadt bringt sie nicht zum Strahlen. Vor allem fiel auf, dass sich die Stammrunde, die sich um Yvonne bildete, nur danach richtete, ob jemand etwas war, nicht danach, was er war. So fand man den armen russischen Emigranten neben dem Regierungsrat, einen schweigsamen verkrachten Erfinder neben dem Rektor der Universität, Menschen, von denen ich nicht wusste, was sie waren, neben Literaten und Gymnasiallehrern. Der Stammtisch war Yvones Zuhause, und wir fühlten uns nach und nach ein wenig als »Neuchâteller« wenn ich auch wusste, dass man sich über mein unmögliches Französisch lustig machte. Aber Yvonne sollte den Rest ihres Lebens nicht im Café »Strauss« verbringen können: Das Haus, in welchem sich das Café befand, wurde abgebrochen, um einem der langweiligen Neubauten Platz zu machen, die nun die Stadt Neuchâtel verwüsten. Das Café »Strauss« ging mit Glanz und Gloria unter, sein Tod war gleichsam der Tod des alten Neuchâtel. Wir trafen uns schon gegen Mitte des Nachmittags im »Strauss« alle entschlossen, Küche, Vorratsräume und den Keller bis zum letzten Rest zu räumen. Nun ist es sinnlos, vorzugeben, eine Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis sei lückenlos erhalten geblieben, was zurückbleibt sind Einzelheiten, die sich ineinanderschoben, die ihre Konturen verlieren, die aber auch zeitlich durcheinandergeraten. Was mir vom Tode dieses Cafés geblieben ist, vom Sterben besser, das bis in die Morgenstunden dauerte, ist ein sich steigerndes Bacchanal: Zu Beginn ging es zu, wie es immer zugeht, wir sassen bei Yvonne, André war gegen seine Gewohnheit auch schon da, das war das einzige Aussergewöhnliche. Der russische Emigrant, der „Berufsrusse“, wie ich ihn nannte, war vielleicht eine Spur ausgelassener als sonst, ein Gymnasiallehrer aus La Chaux-de-Fonds hatte sich, um den Abschied zu feiern, möglicherweise noch mehr Mut als gewöhnlich angetrunken. Zugegeben, das alles ist irgendwie noch rekonstruierbar, auch dass ich, doch sonst ein Weintrinker, »Pflümli« trank, weil der Schnaps von der Wirtin gespendet wurde, ist einigermaßen sicher. So soff ich denn schon von Beginn an verkehrt, wahrscheinlich alle, denn von den Pflümlis, Kirschs und Marcs ging man zum Wein über, zuerst zum Weissen, zudem noch zum Neuenburger, den allerdings auch James Joyce in der »Kronenhalle« mit Vorliebe trank. Yvonne thronte auf ihrem Platz wie eine Königin. André beklagte den Niedergang der Kunst, Violine zu spielen, nur noch Isaac Stern liess er gelten und vielleicht noch Nathan Milstein. Der Inspektor für Wald und See gründete mit mir eine Partei – und das bei der Bernerplatte, die nun aufgetragen wurde, was ich nachträglich zwar für unwahrscheinlich halte, aber jeder, der an diesem Abschiedessen teilnahm, wird, sofern er noch lebt, ein anderes Menü nennen. Die Partei hatte zum Ziel, aus der Stadt Neuchâtel einen unabhängigen Kleinstaat zu machen nach dem Muster Monte Carlos. La Chaux-de-Fonds beschlossen wir freizugeben, es sollte die Hauptstadt des Kantons Jura werden, dem gleichzeitig der Berner Jura zugeschlagen werden könnte, ein Vorschlag, den ein anwesender Separatistenführer strikt ablehnte, während – wir waren inzwischen beim Roten – der Berufsrusse energisch seine Ernennung zum Fürsten von Neuchâtel verlangte, er sei von noch älterem Adel als die Romanows, und Dschingis-Kahn sei einer seiner Vorfahren. Er scheiterte mit seinem Vorschlag. Inzwischen wurden die ersten Reden gehalten, Käse wurde aufgetischt, die selteneren Weine kamen daran. Zuerst wurde die Wirtin gefeiert, dann Yvonne. Dann

schlug die Stimmung ins Patriotische um, in einer grossen Rede definierte der Inspektor die drei wesentlichen Parteien, welche die Schweiz regierten, die christliche, die freisinnige und die sozialdemokratische, in der Weise, dass die erste an Gott, ans Vaterland und ans Geld, die zweite ans Vaterland und ans Geld und die dritte nur noch ans Geld glaube; der Regierungsrat hielt eine Rede gegen die Waadtländer, sie seien nichts anderes als Berner, die vorgäben, französisch zu sprechen; der Buchhändler, ein Waadtländer, behauptete, der Schnellzug Neuchâtel – Lausanne sei letzthin entgleist, weil er kurz nach Neuchâtel über eine Weintraube gefahren sei. Dann begann, bei den Würsten, der Berufsrusse seine Wut loszulassen, die sich seit Jahren in ihm gegen Neuchâtel zusammengebraut hatte, wo er ein erbärmliches Leben führte. Seine Hasstirade war von einer unbändigen Kraft, er zählte den Neuenburgern alle ihre Fehler auf, summierte ihre Sünden, potenzierte ihre Laster; seine russische Seele schäumte über, schoss über Neuchâtel hinaus, ergoss sich über die Schweiz, über dieses monströse Spiessernest, das so erbärmliche Zwerge wie den ketzerischen Calvin und den gotteslästerlichen Zwingli hervorgebracht habe. Aber die Neuenburger wurden nicht zornig, im Gegenteil, sie feuerten ihn an, sie klatschten, riefen Bravo, je mehr der Berufsrusse schäumte. Das ganze Restaurant war überfüllt, was sich an den anderen Tischen abspielte, war von meinem Sitz nicht auszumachen, auf einmal wurde Champagner serviert, alles war sternhagelvoll, auch die Polizei. Die Partei, die der Inspektor für Wald und See mit mir gegründet hatte, spaltete sich in ihn und mich auf, er wollte in Neuchâtel einen zweiten Vatikan gründen, was ich als unrealistische Politik verurteilte; mein Übersetzer hielt eine Rede gegen die französische Musik; der Rektor der Universität sprach mich mit „Notre Artistophanes“ an, ich ihn als „Mon cher Hérodote“, eine Anrede, die wir auch später beibehielten; ein stiller deutschschweizerischer Bankbeamter, der nie ein Wort sprach, aber aus irgendeinem Grunde die Sympathie Yvones gewonnen hatte, verlangte auf der Stelle, unter dem Tisch mit der Serviertochter zu schlafen; der Gymnasiallehrer aus La Chaux-de-Fonds, ein Jude, hielt eine Rede im Stil eines einheimischen Bundesrates, und alle stimmten die Nationalhymne an. Vom Ende des Cafés ist mir kaum etwas in Erinnerung geblieben, nur noch vage ein Herumtappen im geleerten Keller, ob noch einige Flaschen zu finden wären, dann das Erscheinen der Arbeiter am frühen Morgen, die mit dem Abbruch begannen. Die Tische, die Stühle wurden abtransportiert, das Café »Strauss« war tot. Man machte sich auf die Suche nach einem neuen Stammtisch und fand ihn im Café »Du Théâtre« aber es war nicht mehr der alte, man kam nur noch gelegentlich zu Yvonne, das Essen war mittelmässig. Yvones Stammtisch war immer trauriger, viele starben, sie liess Leute zu, die sie vorher nicht zugelassen hatte. Auch war sie immer häufiger ans Bett gefesselt, und da die Leidenschaft der Neuchâteler ohnehin im Bridge liegt, war oft ihr Tisch verwaist, nur der neue Rektor der Universität, ein Theologe, sass dann dort und spielte mit dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde Schach: Ormuzd und Ahriman, wobei ich nur nicht wusste, wer von den beiden Ormuzd und wer Ahriman war. Erinnerung ich mich dieser Zeit, wird mir bewusst, wie sehr ich in den Innenraum meiner selbst abgedrängt worden bin: Schreiben wird schwieriger, je mehr sich das Erlebte, Verdrängte und Nicht-Erlebte anhäuft. Darum wohl die Schwierigkeit, die ich mit Neuchâtel habe: Meine Arbeit hat sich immer unerbittlicher zwischen mich und die Stadt geschoben. Ich nehme sie nicht mehr wahr. Nicht aus Missachtung, sondern aus Selbstschutz. Und nicht nur sie. Oft fragen mich Besucher, wie ich mit den neuen überlebensgrossen Figuren der »Heilsarmee« von Varlin, mit diesem grossen Bild in meinem Arbeitszimmer, zu schreiben vermöge: Wie könnte ich sie sehen, wenn ich schreibe (jetzt stehen sie in meinem Atelier). Und wer bewundert nicht unsere Aussicht? Mir wird sie selten bewusst, für Augenblicke, plötzlich. Vom Bauernhof im Talgrund trotteten an den Sommerabenden Kühe auf die Matte vor meinem Garten. In der Nacht tönte ihr Geläute bald nah, bald fern, und vor zwei Jahren drangen sie durch die offene Gartentür früh morgens herein. Die Hunde bellten und tobten, vertrieben die Kühe bis auf eine. Hilflos stand das grosse Tier halb in der Küche, als ich hinunterkam, glotzte mich an, dann flüchtete es in die Pergola, doch nahm die Kuh darauf nicht den Weg durch die immer noch offene Gartentür,

sondern stand, dumpf muhend, halb eingebrochen auf dem Schutzdach über dem Hundehaus. Der Bauer, den ich anrief und der mit dem Traktor kam, starrte die Kuh verwundert an, so was habe er noch nie gesehen, dann befreite er das Vieh aus seiner Lage. Es war Sommer, fünf Uhr. Ich ging durch den von den Kühen befreiten Garten, blickte das Vallon hinunter, der See glänzte wie ein gewaltiger Spiegel herauf, ich sah alles wie zum ersten Mal, ich war im Weiten, nicht mehr wie einst in den Labyrinthen und Höhlen meiner Jugend, wo mich das Emmental mit seinen Tannenwäldern umfing. Dieses Jahr bleiben die Kühe aus, die Nächte sind noch stiller als sonst, hin und wieder ein Flugzeug, erst gegen Morgen hallt es vom Bahnhof herauf. Die Veränderungen im Vallon stellen sich unmerklich ein: Konnte ich früher noch die Fussballspiele auf der Maladière durch das Fernrohr betrachten, sind nun die Bäume unten an der Rue Matile und in meinem Garten zu gross geworden; die katholische Kirche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat ihre einst englische wirkende Pseudo-Gotik längst verloren, die Zinnen des roten Turms sind einem Architekten zum Opfer gefallen, der ihn zu modernisieren versuchte, erst jetzt ist der Turm echt hässlich. Die Linderung durch Nostalgie will sich nicht einstellen, es braucht ein weiteres Jahrhundert dazu. Die Stadt jedoch bleibt mir von unserem Haus aus nicht nur durch die bewaldete Seite des Tälchens verborgen, über die ich den See erblicke, sondern vor allem durch mich selber, war ich doch hierher gezogen, um an keinem Kulturleben teilnehmen zu müssen. Kultur mache ich selber, und ich gehe in Neuchâtel ebenso ungern ins Theater wie in Zürich oder in München. Ich gehe überhaupt nicht gern ins Theater. Aber gesellschaftliche Zwänge sind immer vorhanden, und so bin ich denn vor der deutschschweizerischen Kultur nach Neuchâtel geflüchtet. Nicht, dass ich hier vollkommen frei wäre. Zwar ist das Theater neben dem Stadthaus klein und baufällig – und ich war froh, dass es früher von der Gala Karsenty bespielt wurde, niemand verlangte von mir, dass ich es besuche -, aber wenn etwa das Théâtre de l'Est aus Strassburg mit dem *Romulus* und dem *Besuch der alten Dame* kam, war mein Erscheinen unerlässlich; ich sass dann wie auf Kohlen, gleichsam als ein Kulturträger, obwohl die Aufführungen unter der Regie Ginoux' vortrefflich waren. Doch spricht es nicht gegen die Stadt, dass die Pläne für ein neues Theater noch nicht verwirklicht sind. Besser kein Theaterleben als ein hochsubventioniertes mittelmässiges, wie es in der deutschen Schweiz getrieben wird. Die heutige Zeit hat das Theater von der Bühne getrieben. Doch ist es nicht mein Verdienst, dass die natürliche Ordnung des Vallon de l'Ermitage so viele Jahre erhalten wurde. Ich verdanke sie meinem Nachbarn, dem Notar, einem alten Junggesellen, der etwa zweihundert Meter unter mir, bevor das Tal ansteigt, in einer alten Villa haust. Erst seit einiger Zeit grüssen wir uns wieder, wenn wir, möglichst weit voneinander entfernt, im »Rocher« speisen. Ich grüsse, höflich nickend, er grüsst pathetisch, die Höflichkeit übertreibend: ein alter Man mit Charakter. Ihm gehört ausser der steilen Matte unter meinem Garten und unter dem Felsen fast das ganze Vallon samt den baufälligen Bauerngehöften, deren Bewohner unter seinen Launen zu seufzen haben wie einst die Bauern unter den Landvögten: Der jetzige Bauer ist wohl schon der vierte, den wir erlebt haben. Als ich den Maître zum ersten Mal in seinem Büro in der Stadt aufsuchte, um mit dem zusammengepumpten Geld mein heutiges Wohnhaus zu erstehen, betrachtete er mich argwöhnisch. Zwar war er nur der Notar des Besitzers, aber doch die entscheidende Person. Ihm wagte niemand in der Stadt zu widersprechen, und schon gar nicht der alte Stadtgenieur, der mir das Haus verkaufen wollte. Ich sah meine Chancen sinken. Des Maîtres Argwohn war nicht unberechtigt. Meine Erscheinung war dubios. Ich trug einen langen Mantel, der mir viel zu weit war, das Geschenk eines Kammersängers, auch ihm war er zu weit geworden. Der Maître war befremdet. Doch schimmerte in seinem skeptischen Blick ein distanziertes Wohlwollen auf, als ich ihm auf seine Frage hin versicherte, dass wir keinen Hund besässen – vorher war ein Mann bei ihm gewesen, der das Haus erstehen wollte, um ein Hundeheim zu errichten, und weil der Maître Hunde hasste, hatte er den Kauf verhindert. Meine Hundelosigkeit bewirkte, dass er mir keinen juristischen Widerstand entgegensetzte. Eine gewisse freundschaftliche Nachbarschaft bahnte sich an, im menschlich unterkühlten Neuenburger Klima freilich; der

Maître war, wie viele im Kanton, ursprünglich ein Berner. Wir besuchten ihn einmal, und einmal besuchte er uns. Wir assen in der »eingebauten« Bibliothek bei Kerzenlicht. Dann schenkte uns ein alter Oberst, den wir von Bern her kannten, seinen alten Hund. Der freundliche Patrizier trennte sich ungern von seinem Tier, aber es rief bei ihm eine Allergie hervor, und wir konnten seinem Bitten nicht widerstehen. Es war ein Cockerspaniel, ein Hund, der einen in Rage brachte, so hündisch war er. Er trennte sich nie von mir, lief mir nach. Ich schloss unbeabsichtigt Türen vor ihm, ein ständiges Gewinsel erfüllte das Haus, im Garten bellte er. Der Maître empfand diesen Hund als Treuebruch. Dass dessen Kläffen auch mich nervös machte, gebe ich zu. Leider begann der Maître seinen Kampf gegen unseren Hund mit eingeschriebenen Briefen, er schickte uns einen um den anderen ins Haus, statt mich bei einer guten Flasche Wein zu überreden, den Hund an einen weiteren Hundefreund zu verschenken, um so mehr, als ich eigentlich gar kein Hundefreund war, statt dessen machten mich seine eingeschriebenen Briefe zu einem. Auch war ich so unvorsichtig, im »Strauss« vom Hundekrieg zwischen dem Maître und mir zu erzählen, und auf die Frage, was ich ihm denn geantwortet habe, flunkerte ich – mehr aus Verlegenheit, weil ich auf Briefe nie antwortete, als aus Übermut -, ich hätte dem Maître geschrieben, seine Briefe meinem Hund vorgelesen zu haben in der Hoffnung, das Tier würde sie beherzigen. Meine Flunkerei geriet in die Zeitungen, und die Beziehungen zum Nachbarn verschlimmerten sich. Wir grüssten uns nicht mehr. Der Cockerspaniel wurde uralte. Er lebte mit den Katzen zusammen, die wir damals hatten. Zuerst war es nur eine, wir hatten sie von der »Festi« mitgenommen, aber sie warf jedes Jahr bis zu sechzehn Junge. Die ersten acht gab ich dem Bauern unten im Tal zum Töten. Er schaute mich an und nahm schweigend die Tiere. In diesem Augenblick begriff ich, dass ich in seinen Augen ein Feigling war: Wer Katzen hält, muss sie auch töten können. Der Bauer ging mit den Kätzchen davon. Von da an tötete ich die Kätzchen selber. Ich untersuchte sie, liess der Mieke einen Kater und trug die anderen in den Obstgarten, grub ein Loch, warf sie hinein, schaufelte Erde darüber, stampfte die Grube zu, sechs Jahre lang, ich hatte über achtzig Kätzchen getötet, ich kam mir vor wie ein Katzen-Eichmann. Unser Haus wimmelte von Katern, die Mieke warf und warf. War sie soweit, schlich sie schnurrend um mich herum, setzte sich schliesslich auf meine Schreibmaschine. Dann wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich richtete ihr eine Kiste ein, mit Lumpen gefüllt, stellte Milch bereit, sie begann zu werfen und ich zu töten. Dann kam das grosse Katzensterben. Ein Arzt in Südfrankreich setzte einen Bazillus frei. Er wollte gegen die Kaninchen vorgehen, die seinen Garten verwüsteten, sie verwüsteten ihn daraufhin nicht mehr, aber der Arzt löste eine Seuche aus: Die Bazillen griffen auch die Katzen an. Nicht nur die französischen, sondern auch die unsrigen, die Grenzen boten keinen Schutz. Die Kater wurden zuerst gelähmt, krochen im Haus umher, schrien jämmerlich und gingen nach drei Tagen ein. Zwei Wochen währte diese Sterberei. Nur die Mieke blieb am Leben. Ich liess sie sterilisieren. Von da an veränderte sie sich, begann zu streunen, blieb endlich ganz fort. Der Cockerspaniel war allein, blind, auch sein Geruchssinn liess nach. Am liebsten blieb er in der Küche. Wir kauften von einem Bauern im Jura einen Berner Sennenhund. Ein riesiges Tier. Doch hätte mich die Art, wie der Bauer den Berner Sennenhund behandelt hatte, stutzig machen sollen: Er behandelte ihn wie einen Hund, schlug in brutal, trat nach ihm. Buddy war ängstlich und wurde später gefährlich. Wir hatten für ihn einen Zwinger gebaut. Er tobte den ersten Tag darin, langsam gewöhnte er sich an uns, aber für den Maître war es zuviel. Er reichte beim Stadtrat eine Klage ein: Ich hätte unmittelbar an der Grenze zwischen den beiden Grundstücken, zwischen dem seinen und dem meinen, ein Gebäude errichtet. Der Stadtrat gab ihm den Bescheid, das Gebäude bestünde nur aus einer Mauer und einem Eternit-Dach, das Hundehaus darunter sei nicht als Gebäude zu bezeichnen. Der Groll meines Nachbarn stieg. Der Berner Sennenhund war nicht zu halten, vom Dach des Zwingers gelangte er mit Leichtigkeit auf die Strasse. Er trottete manchmal in die Stadt, legte sich vor irgendeine Haustür. Man telefonierte uns, man wage sich nicht vor die Tür. Mühsam schaffte ich den Hund nach Hause. Dann liess sich das Vieh hinter der Hecke des Maître nieder, die Kinder riefen mich, Spaziergänger und Dreikäsehochs starteten

durch die Hecke auf den beinahe bernhardinergrossen Sennenhund, im Garten stand steif und zornig der Maître. Ich wollte durch die Hecke den Hund wegführen, die Hecke war undurchdringbar, es blieb mir nichts anderes übrig, als den Umweg über das Bauernhaus im Talgrund zu machen. Doch der Maître herrschte mich an, den Weg durch seinen Garten zu benützen. Ich zögerte, die Kinder waren gespannt: Was wird Papi tun? Der Riesenhund zitterte vor Furcht, ich gehorchte ihm zuliebe dem Maître, ging durch seinen Garten, zog den Hund hinter der Hecke hervor, ging mit ihm durch den Garten zurück. Der Maître hatte gesiegt und begrüßte mich, seinen Sieg geniessend, in tadellosem Deutsch. Ich schüttelte ihm die Hand, beschämt durch meine »Charakterlosigkeit« und nahm mir vor, ihn von nun an zu ignorieren, und so ignorierten wir uns denn. Das Schicksal des Maîtres, meines und das des Berner Sennenhundes nahmen ihren Lauf. Alle drei blieben wir unseren Prinzipien treu, alle drei waren wir schliesslich unserem Ursprung nach Berner. Der Sennenhund entwickelte sich langsam zu einer Bestie, die uns fanatisch bewachte. Meinen Vater, machte dieser einen Spaziergang, liess Buddy nicht mehr in den Garten; einen Regisseur, der bei uns wohnte und frühmorgens im Schwimmbad zwischen dem unteren und oberen Haus badete, liess er nicht mehr aus dem Wasser steigen, erst das Dienstmädchen rettete den halberfrorenen Theatermann; dann fiel er Menschen an, zuerst einen dänischen Journalisten. Ich hatte ihn zuerst nicht empfangen wollen, dann auf eine halbe Stunde eingewilligt – er musste, nachdem ich ihn ins Spital geführt hatte, noch drei Tage bei uns bleiben. Dann biss er einen Bildhauer, dann einen Lehrer, der trotz meiner Warnung den Garten betrat – er wisse, wie man mit Berner Sennenhunde umgehe -, dann einen Freund meines Sohnes, dann noch einmal den Bildhauer, darauf die beiden Töchter unseres Garagisten – dass sie unser Auto zur Revision abholten, musste das Vieh als Diebstahl empfunden haben -, er biss ferner den Imker, und endlich biss er den Wildhüter, vier Stunden wurde dieser im Spital genäht. Trotz der Fürbitten meiner Frau ging es nicht anders, ich musste tun, was ich längst hätte tun sollen: Es war Weihnachten, der Baum angezündet, ich ging mit dem Berner Sennenhund zum Tierarzt, der uns seinerzeit das Vieh vermittelt hatte. Der Hund folgte mir willig, er liebte es, hinten im Auto zu sitzen. Auch beim Tierarzt ahnte er nichts, er leckte mir die Hand, als ihm der Tierarzt die Spritze gab, dann legte er sich ordentlich und langsam hin, wie er es immer tat, wie zum Schlafen. „Wann ist er tot?“ fragte ich. „Jetzt“, antwortete der Tierarzt. Doch machte uns sein Tod weniger zu schaffen als jener des kleinen dreifarbigem Papillon, der wenige Meter unter unserem Haus überfahren wurde. Der Schmetterlingshund war eine Art kleiner Fuchs mit riesigen Fledermausohren und mit einem mächtigen Schweif, der ihm wie ein Wasserfall aus weissen Haaren auf den Rücken fiel. Wenn ich je einen Hund wirklich geliebt habe, so ihn, obschon er mich eigentlich auf Distanz behandelte. Nur wenn es gewitterte, drängte sich das Hündchen an mich, kratzte mich ungeduldig, wohl in Erwartung, dass ich imstande sei, das Gewitter abzustellen. 1969 fuhr meine Frau mit meiner Tochter und meiner Schwester in die USA. Ich hatte mein erstes Basler Jahr hinter mir. *König Johann* war uraufgeführt worden, später *Play Strindberg*, ich war nervös, voller Pläne, ich wollte arbeiten. Dass ich meine Familie vernachlässigte, spürte ich, sie sollten etwas erleben: eine Amerikareise würde ihnen gut tun. Nun waren sie fort, Ostern kam, der Ostermontag, das Dienstmädchen hatte frei, meine Mutter war von Bern herübergekommen. Am Dienstagabend sass ich mit meinem Sohn im Arbeitszimmer. Wir sprachen über Theologie. So wie mein Vater einmal versucht hatte, mich zu überreden, Pfarrer zu werden, versuchte ich nun meinen Sohn zu überreden, nicht Pfarrer zu werden. Beide Versuche endeten erfolglos. Gegen ein Uhr ging ich ins untere Haus, vom Hündchen begleitet. Ich war müde. Ich kleidete mich aus. Auf dem Klo kam der Schmerz. Überfallartig. Ich glaubte zuerst an Sodbrennen, nahm Ebimar, ging zu Bett, das Hündchen kuschelte sich an meinen Hals, seine Wärme tat mir wohl, obgleich der Schmerz stärker wurde. Ich erhob mich, ging zur Bibliothek hinunter, holte mir den *Wendepunkt* von Klaus Mann – ein Buch, das mich einmal gelangweilt hatte -, um eine Stelle zu überprüfen, die einige Tage zuvor Peter Bichsel erwähnt hatte. Das Hündchen begleitete mich. In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, legte ich mich wieder hin.

Das Hündchen kuschelte sich an mich. Der Schmerz wurde brennender. Ich versuchte, mich durch Lektüre abzulenken, das Buch sagte mir nichts. Ich ärgerte mich, nicht ein anderes geholt zu haben, und hatte die Kraft nicht, ein anderes zu holen. Mein Leib war gebläht. Ich ging immer wieder ins Badezimmer, sass auf dem Klo. Das Hündchen folgte mir ängstlich, unruhig. Dann lag ich wieder im Bett, von der Brustmitte bis unter das Kinn war der Schmerz schneidend, die linke Achsel schmerzte, auch der linke Arm, die linke Hand kribbelte. Das Hündchen rutschte nach oben, als wollte es nicht auf meiner linken Schulter lasten. Ich wusste, dass ich einen Herzinfarkt hatte, aber ich las ruhig im Buch weiter, das mich nichts anging, stur – ich hätte ebensogut das Telefonbuch lesen können -, den kleinen Kopf des Hündchen an meine Wange geschmiegt. Manchmal ging ich im Schlafzimmer auf und ab, der Schmerz füllte mich so unerbittlich aus, dass ich mich gleichsam auf ihn konzentrieren musste, um am Leben zu bleiben. Ich war vollkommen teilnahmslos, nahm kaum das Hündchen wahr, das, wenn ich im Zimmer auf und ab ging, sich in der Mitte des Zimmers niederliess. Es fiel mir nicht ein, meine Mutter zu wecken, die nebenan schlief. Ich hatte sie vergessen, auch meinen Sohn im oberen Haus rief ich nicht an, auch ihn hatte ich vergessen. Ich kam einfach nicht darauf. Nur dass ich meine Frau nicht mehr sehen würde, war traurig, wenn ich auch zu apathisch war, traurig zu sein. Es fiel mir ein, es sei eigentlich am schönsten, sich auf französisch zu verabschieden. Dann langte ich wieder zum Buch, etwas verwundert über meine offenbar letzte Lektüre – was ging mich Klaus Mann an? -, stellte fest, dass sich Peter Bichsel geirrt hatte, las trotzdem mechanisch weiter, um den Schmerz zu betäuben. Sterben hatte ich mir anders vorgestellt. Gegen halb sieben schlief ich ein, um halb acht wachte ich auf, die Schmerzlosigkeit weckte mich. Das Hündchen lag zusammengerollt neben mir. Ich dehnte mich, glücklich: falscher Alarm. Ein unbeschreibliches Gefühl von Gesundheit durchflutete mich, als plötzlich der Schmerz auf mich niederbrach, mit voller Gewalt. Es war, als würde meine Brust von einem Messer zerfleischt, doch im gleichen Augenblick wurde ich aktiv, vielleicht weil es gegen diesen Schmerz keinen Schutz gab. Ich nahm das Telefonbuch, versuchte einen Arzt zu finden, ein Name schwebte mir vor, ich wusste ihn nicht mehr. Ich telefonierte meinem Sohn, er solle mich zu einem Arzt bringen, zu irgendeinem, ich kleidete mich an; ging hinunter, vom Hündchen begleitet. Das Dienstmädchen war aus den Ferien zurück, schaute mir angstvoll entgegen: Ich sei krank, schrie ich es an – sinnlos -, wo mein Sohn sei. Er wartete schon im Wagen, führte mich in die Stadt. Es war nicht leicht gewesen, einen Arzt zu finden, die meisten waren noch in den Ferien, und schon lag ich auf der Untersuchungsliege: Elektrokardiogramm, Blutentnahme, langes Herumtasten und –drücken am Unterleib, endlich bekam ich den Bescheid: Magenentzündung, das sei jedoch nicht das Bedenkliche, meine Leber sei geschwollen, bei 600 Blutzucker, ein Sanatorium sei dringend zu empfehlen. Das einzige gesunde Organ sei mein Herz. Eine unbändige Freude erfasste mich. Der Schmerz hatte zwar noch nicht nachgelassen, aber der Arzt verschrieb mir ein Mittel, ich kaufte gleich zwei Flaschen einer milchigen Flüssigkeit, Maloxon, mit dem Zucker würde ich schon fertig werden. Zu Hause ging ich erleichtert zu Bett. Das Hündchen schmiegte sich wieder an mich. Der Schmerz blieb. Ich trank eine Flasche der milchigen Flüssigkeit aus, schlafen konnte ich nicht. Am Abend ging ich ins obere Haus, ich wollte, um mich abzulenken, im Fernsehen »Mit Schirm, Charme und Melone« sehen. Das Steigen machte mir Mühe. Ich ging wieder mit dem Hündchen ins untere Haus. Mit meiner Mutter versuchte ich ein Gespräch – die zweite Flasche Maloxon in Angriff nehmend -, meine Mutter war gut gelaunt, ich hatte ja nur eine harmlose Magenverstimmung. Das Hündchen lag auf meinem Schoss, während meine Mutter vom Tod meiner Grossmutter erzählte, lachend berichtend: Ich sei, dreijährig, zu ihr gekommen, besorgt, die Grossmutter komme nicht in den Himmel, sie sei zu dick, sie werde sicher im Kamin steckenbleiben. Indem sie so plauderte, dachte ich an Varlin, wie er mich mit dem Hündchen auf dem Schoss gemalt hatte, kaum dass ich meiner Mutter zuhörte. Ich ging mit dem Hündchen zu Bett, nahm Valium und Peroben, der Schmerz liess nach, nur noch hin und wieder ein Brennen, ich schlief ein, das Hündchen an mich gekuschelt. Am nächsten Tag

wachte ich ohne Schmerzen auf, blieb bis gegen Mittag liegen. Beim Mittagessen war ich so schwach, dass ich kaum den Löffel zu heben vermochte, ich wurde nun doch stutzig. Ich versuchte meinem Arzt in Bern anzurufen, er war mit seiner Familie in den Ferien, das Spital wollte mir seine Adresse nicht geben, plötzlich ahnte ich, wo ich ihn erreichen konnte. Es war eine Eingebung, am Abend hatte ich ihn am Telefon. Er sagte, mein Sohn solle mich morgen in die Praxis nach Bern fahren. Mein Sohn führte mich hin, ich nahm nichts mit – ich war immer noch von der Diagnose des Neuenburger Arztes überzeugt –, das einzige, was ich befürchtete, war eine Erhöhung der täglichen Insulineinheiten. Der Arzt, ein Freund seit langem, untersuchte mich, stellte zuerst meinen Blutdruck fest, sagte entgegen seiner Gewohnheit kein Wort, entnahm mir Blut, gab es seiner Laborantin, bereitete das Kardiogramm vor, sein Schweigen bewahrend, dann schnitt er das Kardiogramm zurecht, legte die verschiedenen Abschnitte auf eine Kommode, betrachtete sie, sagte: „Komm.“ Ich erhob mich, ging zu ihm, starrte verständnislos auf das Kardiogramm, fragte: „Nun?“ „Herzinfarkt“, antwortete er. Dafür war der Zucker in Ordnung. Die Diagnose war ein Schock. Der Arzt handelte kaltblütig: Wenn ich schon drei Tage überlebt hätte, könne ich nun ganz gut zu ihm nach Hause zum Mittagessen kommen. Ich ass nur wenig. Nachher ging mein Arzt mit mir in die Stadt. Er spielte den Unbesorgten, aber ich spürte wie er mich beobachtete. Wir betraten eine Buchhandlung. „Such dir Bücher für sechs Wochen aus“, forderte er mich trocken auf. Ich wählte *Fischers Weltgeschichte*, dreissig Bände, worauf wir mit einem Taxi ins Spital fuhren. Ich fühlte mich elend und niedergeschlagen. Mein Sohn war inzwischen nach Neuchâtel gefahren und mit dem Nötigen schon wieder zurück, unter anderem auch einige Bände Proust, ich hatte ihn bis jetzt nie zu Ende lesen können. Später brachte er auch ein Harass von den besten Flaschen meines Kellers. Die erste Nacht verlief unruhig, der Arzt wurde wieder an mein Bett gerufen. Obgleich niemand wusste, wo sich meine Frau und meine Tochter in den USA aufhielten, waren sie zwei Tage später bei mir. Meine Frau hatte zufällig in Chicago das Swissair-Büro aufgesucht und auf die Nachricht meiner Erkrankung hin meinen Arzt angerufen, auch war schon alles für ihren Rückflug vorbereitet worden. Die langen Wochen im Spital begannen, ein verbissener Kampf, meine Aktivität wiederzugewinnen, die unseligen Besuche von Schriftstellern, die nicht begriffen, dass sie mich in meinem Zustand nicht zu interessieren vermochten, weder ihr Schreiben noch meines, dass ich mich aus Selbstschutz selber unterhielt, um mich nicht noch mit ihnen beschäftigen zu müssen. Von der *Fischer Weltgeschichte* las ich zuerst Band 16, »Zentralasien« es schien mir am besten, möglichst Unbekanntes zu lesen. Proust erwies sich als ungeeignete Lektüre: Ich las mich in eine wahre Animosität gegen das Ich hinein, das sich als Proust ausgibt. Endlich, nach Neuchâtel zurückgekehrt, fuhr mich meine Frau nach Schuls im Unterengadin. Es war Juni, auf dem Vorarlberg Schneegestöber. Das Hotel lag mitten im Dorf. Ich rappelte mich nur mühsam auf. Die Schwierigkeiten, die sich das Basler Theater selber bereitete, begannen bis nach Schuls vorzudringen. Frisch, der mich schon in Bern besucht hatte, hielt sich in Tarasp auf. Unseren letzten Abend, den wir zusammen verbrachten, hat er in seinem *Tagebuch* festgehalten: „Es stimmt nicht, dass er nicht zuhören könne. Als der Wirt in Schuls sich an unseren Tisch setzt und einiges zu melden hat (wie die Bündner etwa einen Aga Khan ausnehmen) und dann allerdings nur noch quatscht, ist Friedrich Dürrenmatt ein Herkules im Zuhören; es kommt auf den Partner an.“ Schade, dass Frisch nicht auch zuhörte. Zwar habe ich die Geschichte mit dem Aga Khan vergessen, aber nicht, was der Wirt von den Unterengadinerinnen in Schuls erzählte, so von einem Schreiner, von dem der Wirt glaubte, er sei der einzige, der nur Romanisch zu sprechen vermöge und kein Deutsch verstehe. Er fand ihn eines Morgens, wie er, auf einem Schemel stehend, die Handflächen gegen ein Stück Decke presste. Der Wirt fragte auf romanisch, was der Schreiner denn mache. Dieser liess die Hände von der Decke, schaute nach oben und sagte auf deutsch: „Gott gebe, dass es klebe.“ Dann vom Schemel heruntersteigend, fügte er bei, indem er wieder zur Decke hinaufblickte: „Und Gott gab, dass es klab.“ Nach diesem Abend sollte ich Frisch acht Jahre nicht mehr sehen, wir begegneten uns erst wieder bei Varlins

Beerdigung. Im Juli kehrten meine Frau und ich nach Neuchâtel zurück. Irgendwann wohl in diesem Sommer besuchte mich André noch einmal, noch einmal hörten wir Musik, meine Frau lachte über unser Schweigen. Kurze Zeit darauf ist er gestorben, die Umstände sind mir noch wirr und widersprüchlich in der Erinnerung. Er rief mich an, er sei in Barcelona gewesen, im »Ritz« und habe einen Schwächeanfall erlitten, darauf habe er den Champagner entdeckt, der habe ihn geheilt, es sei ihm oft schwer auf der Brust, doch der Champagner nehme ihm die Schwere. Ich ahnte, dass ich zum letzten Mal seine Stimme hörte. Yvonne kam in ein Altersheim in Bern. An den verlassenen Stammtisch bin ich kaum mehr gegangen, meist sassen fremde Leute dort. So blieb uns nur noch der Maître. Einmal war ein Brief von ihm gekommen, er war nicht zu entziffern, vielleicht wollte ich ihn auch nicht entziffern können. Einmal hatte ich ihn in Venedig gesehen, wir gingen aneinander vorbei. Er ist ein Charakter, ich bin ein Charakter, und so verloren wir fast dreissig Jahre vor lauter Charakter viel aneinander. Dass die Rechnung zu meinen Gunsten aufgeht, gebe ich zu: Ich verdanke ihm viel, er mir nichts. Dank seiner Einsicht, dass man dort lebt, wo man wohnt, und um seinem Leben, das wie jedes Leben ohnehin flüchtig ist, einen gewissen Anschein von Dauer zu geben, lies er das Vallon de l'Ermitage unberührt und verkaufte kein Bauland. Noch ist es das Tal für die alten Leute vom Heim an seinem Eingang, für Sonntagsspaziergänger und für Verliebte geblieben; und die steile Matte unter meinen Häusern habe ich, um Spekulationen zuvorzukommen, erworben. Aber die Zeit ist mächtiger als der Mensch und seine Absichten. Schon musste ich einige Bäume fällen, die ich einmal gepflanzt habe. Zwar entwickelte sich die Stadt den See entlang und über dem Kantonsspital gegen den Chaumont hinauf, aber Veränderungen kündeten sich auch für das Vallon an. Die Stadt plant Grandioses: sie möchte nicht nur wie jede Schweizer Ortschaft ihren Autobahnanschluss, sondern auch eine Autobahndurchfahrt; warum ist nicht auszumachen. Gegen Biel hin ist die Ebene zwischen dem Neuenburger See und dem Bieler See schon durch eine Autobahn verschandelt worden, die eigentlich sinnlos ist, da sie im Bernischen in eine Autostrasse mündet. Es ist, als ob Neuchâtel, dessen Reiz es ist, die Gegenwart verpasst zu haben, die Zukunft nicht verpassen möchte. Doch, um gerecht zu sein, wurde nur eine verschandelte Gegend doppelt verschandelt: Jahre vorher wurde in der Ebene zwischen den beiden Seen die Raffinerie Cressier errichtet mit jenem Sinn, der die Schweizer im allgemeinen auszeichnet: an den gefährlichsten Stellen das möglichst Gefährlichste zu errichten. Der Kanal zwischen dem Neuenburger und dem Bieler See führt je nach Pegelstand das Wasser auch noch in den Murtensee oder umgekehrt, endlich, nach einigem Hin und Her fliesst alles in die Aare: Cressier ist eine von den vielen tickenden eidgenössischen Zeitbomben. Nun wird die Autobahn, die schon an der Raffinerie vorbeiführt, bei St-Blaise unterbrochen. Sie setzt sich erst hinter Neuchâtel fort. In der Hoffnung, in zehn Jahren einmal Yverdon, ja Lausanne zu erreichen, kann man auf ihr fast bis Boudry rasen, 12 km etwa, mit pompösen Anschlüssen für die Weindörfer, diese gleichsam unter Quarantäne stellend, nimmt sie dort ein jähes Ende. Dem Projekt steht offensichtlich die Stadt im Wege. Für die zehn Minuten, die man im Spitzenverkehr braucht, zweimal am Tage, sie zu durchqueren, beschloss man sie zu untertunneln. Damit wird die Stadt gleichsam verschwinden, muss ich doch ohnehin jedesmal im Ausland umständlich erklären, wo Neuchâtel liegt. Bald wird der Fremde unter der Stadt hindurch- und an ihren Gestaden vorbeisausen, ohne Neuchâtel zu bemerken. Die Planer gingen behutsam vor. Zuerst schütteten sie das Seeufer auf unter dem Vorwand, dort die Autobahn zu bauen, und in der Gewissheit, die Bevölkerung würde sich zur Wehr setzen. Sie setzte sich zur Wehr. Das neugewonnene asphaltierte Gelände dient als Parkplatz, der sich zwischen Stadt und See schiebt. Dann liess man den Bundesrat in Bern sich für den Tunnel entscheiden, den die Planer in Neuchâtel wollten: Wenn sich überhaupt etwas planen lässt, dann durch unsere obersten Behörden – sind sie doch ohnehin dabei, das Volk der Hirten in ein Volk der Maulwürfe zu verwandeln. Im Vertrauen auf ihr Funktionieren begann man zu sondieren, überall bohrte man, und weil ein Autobahntunnel auch einen Kamin braucht, die Gase abzuziehen, wurde dieser im Wald, in der Nähe meines Hauses, über dem Vallon de

l'Ermitage geplant. Doch das Tälchen ist beliebt. Es bildete sich gegen den Abgaskamin ein Komitee, und eines Tages versammelten wir uns auf dem Felsen, etwa fünfzig Männer. Das Wetter war unfreundlich, regnerisch und kalt. Wir standen auf dem Rocher de l'Ermitage, zu unseren Füßen mein Anwesen, das Tal, die Stadt, der See, über den sich die Regenwolken wälzten. Der Stadtingenieur und der Vertreter einer Zürcher Firma, die den Tunnel zu bauen hatte, erläuterten ihren Plan. Über meinem Wohnhaus flatterte eine kleine Fahne, scheinbar tief im Wald. Da es regnerisch sei, meinte der Stadtingenieur, wäre es eine Zumutung, dorthin zu gehen, deshalb habe er auch die Versammlung auf dem Felsen organisiert, von hier aus sei der Überblick am besten, die Fahne sei sichtbar, alle könnten sich überzeugen, der Standort sei abgelegen und störe niemanden. Doch liess sich die Versammlung nicht abschrecken, man sei nun einmal zusammengekommen und wolle der Standort des Kamins besichtigen. Der Stadtingenieur musste nachgeben. Wir stiegen die Steinstufen hinunter, die zum Felsen hinaufführen, und gingen auf einem schmalen Waldweg zum Ort, wo der Kamin geplant war. Wir standen in einer kleinen Lichtung, in deren Mitte die Stange mit der Fahne errichtet worden war. Um die Fahne herum waren kleine Büsche und Stauden, und bei jedem dieser Gewächse ein braun angestrichener Pflock, auf dessen abgeschrägter Oberfläche auf einer grünen Tafel der botanische Name des Gebüsches oder der Staude geschrieben stand. Zwei Männer in einem blauen und in einem weissen Trainingsanzug kamen den Waldweg entlanggerannt, Jogger, der Waldweg gehört zu einem Vita-Parcours. Der Stadtingenieur wurde unsicher, der Kamin sei noch nicht endgültig beschlossen, auch sein Standort nicht, es dauere noch Wochen, bis sein Standort bestimmt werden könne, aber das Projekt des Strassentunnels müsse der Bevölkerung vorgelegt werden können. Ein Notar warf ein, zum Projekt des Strassentunnels gehöre das Projekt des Abgaskamins, wenn diese beiden Projekte nicht gleichzeitig der Bürgerschaft vorgelegt würden, könnte der Kamin gebaut werden, ohne die Bevölkerung zu fragen. Der Stadtingenieur fragte, ob der Notar etwa der Behörde misstrauere. Der Notar antwortete, er misstrauere prinzipiell jeder Behörde, und ein Professor für Geologie schlug vor, den Abgaskamin bei der Carrière de Tête plumée zu errichten. Er war der einzige, der etwas von diesem Steinbruch wusste. Es gab am Südhang des Chaumont deren viele, aus ihnen wird der Jurastein geschnitten; erreicht der Steinbruch eine bestimmte Grösse, wird er stillgelegt. Auch der Steinbruch, zehn Minuten von meinem Haus, ist stillgelegt. Einer der heimlichen Herrscher lagert seine Riesenmaschinen darin. Aber nun wollten alle die Carrière de Tête plumée sehen. Sie sei ganz in der Nähe, sagte der Professor, man könne mit dem Wagen zu ihr gelangen. Es wäre nicht nötig gewesen, die Carrière de Tête plumée befand sich kaum fünfhundert Meter über meinem Haus im Wald. Ich hatte sie nur nie bemerkt, weil ein schlecht asphaltierter Weg zu ihr führt und ich bei meinen Waldspaziergängen mit meinen Hunden die geteerten Wege hasse, ich spüre gern den Waldboden. Die Autokolonne hielt. Ich steuerte meinen Wagen in einen Seitenweg und folgte mit meinem Rechtsanwalt den Männern, welche die Strasse nun zu Fuss weiter hinanstiegen. Um sie nicht zu steil werden zu lassen, hatte man eine Mauer gebaut, über welche die asphaltierte Strasse führte, dem Aussehen nach eine Art Rampe, nach der Mauer vermochte sich die Strasse dem kegelartigen Terrain wieder anzupassen. Dass die Autokolonne jedoch angehalten hatte, lag daran, dass nach der Mauer die Strasse mit einer Eisenstange versperrt war, die als Barriere diente, neben der Barriere stand ein zerfallener Schuppen. Die Eisenstange liess sich nur mit einem Schlüssel heben, was zur Folge hatte, dass die Mannschaft der Lastwagen – besass sie den Schlüssel nicht oder hatte sie ihn vergessen oder war sie zu faul weiterzufahren – den Abfall über die Mauer in den Wald kippen liess; der hässliche Abfall machte denn auch die Mauer beinahe schon unsichtbar. Wir umgingen die Barriere, die nur die Wagen am Weiterfahren hinderte, folgten der nun schwarz und unordentlich geteerten Strasse, die eigentlich diesen Namen nicht mehr verdiente, es schien, als sei von oben her Teer heruntergeflossen, links von uns Wald, totes Gehölz, abgestorbene, von Efeu erstickte Bäume, zu unserer Rechten lagen Haufen von gelbem Neuenburger Gestein, dazwischen immer wieder Teer, Asphaltplatten, Plastik, Altmittel, in wildem

Durcheinander, vor uns am Horizont, dem wir entgegenstiegen, einzelne Lärchen vor dem wolkenverhangenen, regennassen Himmel. Dann waren wir oben und befanden uns am Rand eines Kraters, ein Eindruck, der dadurch entstand, dass das südliche Ende des Steinbruchs, den man aus dem Bergrücken geschnitten hatte, von einem aufgeschütteten Erdwall abgeschlossen worden war. Vom Westen heraufgestiegen, standen wir dort, wo sich der Erdwall wieder mit dem natürlichen Terrain vereinigte. Uns gegenüber lag die Ostwand des Steinbruchs, nackter Jurafels, weisser Kalkstein in parallelen Schichten, geneigt wie der Bergrücken, als wären dicke vergraute Teppiche aufeinandergelegt, die Nordseite des Steinbruchs war ebenfalls aus nacktem Jurafels, und darüber war eine Betonrampe errichtet, auf der ein orangefarbenes Ungetüm von einem Tankwagen stand, umgeben von Müllarbeitern in orangefarbenem Schutzanzug, aus dem Tankwagen schoss ein gewaltiger schwarzer Dreckstrahl über die Betonrampe und über den weisslichen Jurafelsen ins Kraterinnere zu unseren Füßen. Es war, als ob ein Dinosaurier an Durchfall litte: Die Scheisse prasselte in einen schwarzen öligen See, besät mit Plastikflaschen. Eine merkwürdige Andacht hatte sich über die Männer gesenkt. Der Anblick war allen genierlich. Der Steinbruch war die Abfallgrube von Neuchâtel. Die Deponie: Solche Orte touchieren jeden Patriotismus. Was die Strassenarbeiter aus der Kanalisation oder aus den Senklöchern pumpten, kam in dieses anrühige Riesenloch hinein, wohl auch der Klärschlamm der Kläranlage, früher auch die Heizölrückstände, die noch jetzt nicht versickert waren. Langsam sinterte diese dunkle Dreckbrühe zwischen den Felsschichten hinab, auf denen weiter unten mein Wohn- und Arbeitshaus standen, und frass sich dem See entgegen, an dessen Steinhängen und aufgeschütteten Ufern die Stadt liegt. Wir kehrten schweigend heim. Als ich einmal später wiederkam, stieg eine Wolke grosser schwarzer Vögel auf, Krähen, Blutgeruch hing über der Deponie. Sie stank nach Mord. Ich warf einen Stein in die schwärzliche Brühe, er versank langsam, Luftblasen bildend, es formte sich ein träger Strudel, der sich rötlich färbte. Vom Rande der Deponie aus war der See bis weit gegen Yverdon zu sehen, eine idyllischer gelegene Deponie liess sich kaum vorstellen. Und wenn ich diesen Ort immer wieder besuche und ihn Freunden zeige, so nur, weil mich dann die Erinnerung an das Dorf überfällt, in welchem ich aufgewachsen bin. Wir Kinder hatten oft in seiner Abfallgrube gespielt, die rostigen Speichen, die verrotteten Milchkessel, die zerbrochenen Nähmaschinen usw. verwandelten sich in phantastische Spielzeuge, und abends liebte ich es, mit dem Velo meines Vaters bei untergehender Sonne dorthin zu fahren, am alten Friedhof vorbei, über die Brücke, am neuen Friedhof vorbei; noch war dort noch kein Haus, ein Feldweg führte in die Ebene zur Abfallgrube; ich bildete mir ein, in einem Schiff über einen unermesslichen Ozean zu gleiten, redete laut vor mich hin, fuhr wieder zurück und wieder heran, bis die ersten Sterne sichtbar wurden, und dann fuhr ich nach Hause. Und wie ich nun da stand, zum erstenmal, am Rande dieses verlorenen Kraters, angefüllt mit diesem widerlichen Brei von Fäkalien und Klärschlamm, hineingesenkt in den Wald über meiner Wohn- und Arbeitsstätte, wusste ich erst, ein Vierteljahrhundert nachdem es mich in diese Gegend verschlagen hatte, an diesen See und über diese Stadt, wo ich eigentlich lebe. Ich wusste noch mehr: Der Schauspieler Hans Christian Blech erzählte mir einmal, er sei im Zweiten Weltkrieg in Russland beim Vormarsch der deutschen Armee einer Strafkompagnie zugeteilt gewesen. Eines Spätnachmittags, vorgestossen ins Leere, ohne Nachschub, sei er in der anbrechenden Dämmerung allein losgezogen, Nahrung aufzutreiben. Ein Bauer habe ihn in einen Wald gewiesen, wo er eine Lichtung voller Eierschwämme gefunden habe, noch nie habe er so viele Pilze gesehen; vollbepackt mit Eierschwämmen sei er zur Strafkompagnie zurückgekehrt. Zwei Jahre darauf, beim Rückzug der deutschen Armee, sei er wieder um die gleiche Jahreszeit in die Nähe dieses Waldes gekommen, er habe sich wieder aufgemacht, die Lichtung zu finden, die Lichtung sei umzäunt gewesen, und über dem Eingangstor war »Katyn« geschrieben, der Name des Waldes, in welchem Stalin die polnischen Offiziere zu Tausenden ermorden liess. Daran müsse er immer denken, sagte der Schauspieler, wenn er den Woyzeck spiele und zur Stelle komme, wo er zum Arzt sagen müsse: „Die Schwämme Herr Docktor. Da, da steckt’s.

Haben Sie schon gesehn in was für Figurn die Schwämme auf dem Boden wachsen? Wer das lesen könnt.“ Jetzt können wir diese Figuren lesen. Durch die Assoziationen, die sie hervorrufen. Die Abfallgrube meines Dorfes konnte noch durch die Kinder in einen Spielplatz verwandelt werden, die riesige Deponie oberhalb des Vallon de l’Ermitage nicht mehr. Die Abfallgruben meiner Jugend sind nicht mehr jene von heute. Diese sind Zeichen, die andere Assoziationen erwecken, Bilder von Mordtaten, Visionen von Menschendeponien wie Auschwitz. Die Figuren der Schwämme sind zu den Figuren geworden, welche die Menschen auf der Erde hinterlassen werden: Atommülldeponien als die einzigen Zeugen, dass es den Raubaffen Mensch einmal gab. Erst wenn jene zerstrahlt sein werden, wird der Planet, der uns geschenkt worden war, um uns hervorzubringen, wieder jungfräulich sein.

Nachschrift 81: Der Winter tat weder den neuen Schäferhunden noch mir gut. Der Schnee kam zu früh, blieb liegen, vereiste. Die Rehe kamen schon zur Zeit meiner Spaziergänge den Wald herunter, der Rüde – er ist seit drei Jahren bei uns – musste an die Leine, die Hündin – gleich alt wie der Rüde und nur wenige Wochen länger bei und - liess ich frei: Sie ist zu verspielt, den Rehen gefährlich zu werden. Die Polizei war anderer Meinung. Ich liess die Spaziergänge bleiben. Das Eis und der aufgeregte Hund an der Leine machten sie zu mühsam. So befand ich mich denn an meinem sechzigsten Geburtstag nicht in besonders guter Verfassung, auch war ich verlegen, dass Neuchâtel mich feierte, doch spürte ich plötzlich, dass ich ein Neuenburger geworden war, man ist nicht ungestraft die Hälfte seines Lebens in einer Stadt. In Zürich, für dessen Schauspielhaus ich geschrieben und gearbeitet hatte und wo sich doch die meisten meiner Freunde befinden, fühlte ich mich fünf Tage später durchaus nicht als Zürcher. Ich hatte mich nie als solcher gefühlt, auch als Stadtberner nicht oder als Basler, auch war das Schauspielhaus von Polizisten bewacht, draussen hatten sich die »Jugendlichen« formiert, waren doch der Staats- und der Stadtpräsident anwesend. So feierte man mich denn eingeschlossen, unter Quarantäne. Ging es in Zürich offiziell zu, so in Neuchâtel familiär. Nicht nur, dass der Enkel jenes Pfarrers – zu dem ich vor mehr als vierzig Jahren in sein Ferienhaus nach La Tourne geradelt war, wobei ich zum erstenmal Neuchâtel durchquerte – zu Beginn Bachs »Chromatische Fantasie und Fuge« spielte, auch der Konolfinger Jodlerchor passte plötzlich in seiner Selbstverständlichkeit besser zu mir als in Zürich die Aufführung des *Romulus*. Beim Spiel des jungen Pianisten dachte ich daran, wie ich seinen Grossvater zum letzten Mal gesehen hatte: Er war von Rochefort nach Zürich übergesiedelt und lag sterbend in einem kahlen Parterrezimmer gegen die Strasse hinaus in irgendeinem gespenstischen kleinen Spital; und bei den Konolfingern dachte ich, ob wohl einer von ihnen einer jener stämmigen Bauernburschen gewesen sei, die mich damals verprügelt hatten und verprügeln konnten, da sie älter als ich waren, und dann kam mir in den Sinn, dass ich jetzt ja älter war als die weitaus meisten von den Jodlern mit ihrer hellbeigen Tracht und den schwarzen flachen Hüten und dass nur einige gleich oder fast so alt wie ich sein konnten. Als sich der Saal der Cité universitaire, in welchem die Feier stattfand, langsam geleert hatte, bemerkte ich in der hintersten Reihe einen Greis, den ich nicht wiedererkannte, so hatte er sich verändert. Es war der Maître. Ich ging zu ihm. „Je suis un encore là“, sagte er. Später ging ich mit dem Rektor und einigen Bekannten zur Stadt hinauf, nach der Feier hatte die Behörde bei Liechti im »Rocher« ein Essen vorbereiten lassen. Mein Arzt aus Bern begleitete mich, wir stiegen eine Treppe gegen den Bahnhof hinauf, die kein Ende zu nehmen schien, ich spürte beim Arzt die gleiche Besorgnis mir gegenüber wie damals, als er mich zur Behandlung begleitete, meine Lektüre für den Spitalaufenthalt auszuwählen. Bei Liechti, wo die anderen schon versammelt waren, traf ich den Maître wieder. Er war auf meinen Wunsch eingeladen worden, doch er bestand darauf, die Stadt hätte ihn eingeladen. „Nous payerons quand-même“, stellte er fest. Dann blieb er bis gegen elf. Ein Freund Liechtis, ein Wirt, bei dem ich bisweilen esse, brachte ihn nach Hause. Ich verabschiedete mich: „Au revoir, Maître.“ Und er sagte: „Le Maître, c’est vous, car je ne suis qu’un centimètre.“ Das erste

Mal, dass er untertrieb. Als ihn der Wirt nach Hause geführt hatte, befahl der Maître dem Wirt hineinzukommen. Der Wirt, ein gemütlicher Deutschschweizer, gehorchte. Der Maître setzte sich in seiner Halle in einen Lehnstuhl, legte die Füße auf einen Sessel und befahl: „Enlevez – moi les chaussures!“